

Kurzinformationen für Mitglieder **Sonder-KIM (September 2017)**



Foto: Wiltrud Richter

Interview mit dem pensionierten Schulpsychologen Dipl.-Psych. Bernhard Meißner StD a.D. aus Anlass der Auszeichnung mit dem Bundesverdienstorden 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland

Lieber Bernhard, du bist im Dezember 2016 mit dem Bundesverdienstorden 1. Klasse vom Bundespräsidenten Joachim Gauck ausgezeichnet worden, eine ungewöhnlich hohe Auszeichnung, wenn sie als erstes verliehen wird. Wann und wie hast du erfahren, dass du diese Auszeichnung erhältst und was waren deine Gedanken und Gefühle in dieser Situation?

Ich war auf dem Bundeskongress für Schulpsychologie des Berufsverbandes Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP) in Berlin, da schreibt mir mein jüngster Sohn Daniel eine SMS, ob ich Bundespräsident werden wolle, denn es sei ein Brief vom Bundespräsidialamt für mich angekommen. Als ich heimkam, lag da der Brief mit der Einladung zur Ordensverleihung. Das war völlig überraschend. Nie hatte ich damit gerechnet.

Weshalb war dies so völlig überraschend?

Ich wusste von Anfang meiner Tätigkeit natürlich, dass die Schulpsychologie als neuer Tätigkeitsbereich in der Schule sich würde durchsetzen müssen, indem ge-

zeigt wurde, was damit erreicht werden kann. Anfangs war das nicht leicht, umso mehr konnte kaum damit gerechnet werden, für besondere Erfolge dabei ausgezeichnet zu werden. Meine Gefühle angesichts der Auszeichnung waren vor allem Überraschung und Dankbarkeit: dass nun die schulpsychologische Arbeit, meine Arbeit, aber auch das Wirken meiner Kolleginnen und Kollegen offizielle Anerkennung erfährt. Wie ich nachträglich erfuhr und was mich besonders freut, kam der Ordensvorschlag vom Kultusministerium aus der Abteilung, die für die Schulpsychologie zuständig ist.

In der Laudation wurde hervorgehoben, dass du dich seit Jahrzehnten im Bereich Schulpsychologie und Krisenintervention engagierst und Mitbegründer des Berufsverbandes „Landesverband bayerischer Schulpsychologinnen und Schulpsychologen e. V.“ (LBSP) bist.

Wenn du an die Anfänge der Schulpsychologie in Bayern zurückdenkst - du bist ja von den Anfängen an dabei gewesen: Wie wurde damals die Schulpsychologie gesehen?

Ich war der vierte Schulpsychologe in Bayern und es war klar, dass wir damals als Unikum gesehen wurden. Manche belächelten uns, vor allem am Gymnasium. Dort herrschte die Vorstellung unter der Lehrerschaft: Wir wissen was wir machen, das machen wir bestens und dazu brauchen wir keine schulpsychologische Unterstützung. Meine erste Begegnung mit dem für mich zuständigen Referenten im Kultusministerium nach Beendigung meines Zweitstudiums Psychologie verlief so: Es ging darum, wo ich eingesetzt werde und was von der Schulpsychologie zu erwarten sei. Zu letzterer Frage äußerte sich der Herr Ministerialrat nicht selbst, sondern gab die Frage an seinen Mitarbeiter weiter, der gerade etwas hereingebracht hatte. Der machte nur eine wegwerfende Handbewegung.

Konnte man anderes erwarten?

Wenn ich von heute zurückschaue, dann war das eine nicht verwunderliche Reaktion, für den gerade mit Diplom von der Universität verabschiedeten jugendlichen Newcomer war es jedoch eine herbe Enttäuschung.

Dann wurde die schulpsychologische Tätigkeit am Anfang in der Praxis ebenso abgelehnt?

Was ich tat, wurde misstrauisch beäugt, aber auch andererseits von Interessierten in der Lehrerschaft, z.B. Beratungslehrern und anderen auch begrüßt. Denn deren Tätigkeit konnte aufgewertet werden, indem ihnen, Kindern und Eltern zusätzliche erfolgreiche Unterstützung angeboten wurde. Insbesondere Eltern nahmen dies so wahr. Ich erinnere mich, dass mir eine Mutter nach einem langen Gespräch als Dank zum nächsten Gespräch einen Blumenstrauß mitbrachte. Wann hatte jemand in der Schule eine ganze Stunde Zeit, sich auf die Situation eines Kindes mit den Eltern einzulassen? Schon allein das reichte, um positiv wahrgenommen zu werden. In der praktischen Arbeit fühlte ich mich schnell anerkannt.

Dann konnte sich die Schulpsychologie also schnell etablieren?

So einfach war es dann doch wieder nicht. Es gab einen hohen Bedarf an Unterstützung vor allem von Elternseite am Gymnasium, die ihre Kinder gut gefördert wissen wollten. Wer erfährt jedoch, was unter Verschwiegenheitsgebot steht und damit in Verlauf und Inhalt Vorgesetzten nicht bekannt wird, also auch nicht fachlich als gut oder weniger gut anerkannt werden kann?

Die Einstellung zur Schulpsychologie hat mit den vorzeigbaren, nach außen sichtbaren Erfolgen zu tun, aber auch mit der Einbindung der Schulpsychologie, der Schulpsychologen in die Schule als System, also in die Hierarchie. Wenn auf den verschiedenen Ebenen dieser Hierarchie keine Schulpsychologen vertreten sind, wird da nur bekannt, was nicht-psychologischen Fachkräften bekannt und klar wird. Beratungserfolge zeigen sich öffentlich nicht gerade sehr deutlich, außerdem musste die spezielle Art von Beratung, die in Schule erfolgreich ist, erst entwickelt werden. Das Diplomstudium allein bot dafür nicht genug praktikable Lösungen.

Wie konnte man unter diesen Umständen erfolgreich werden?

Eingeordnet auf der Ebene der Lehrkräfte gab es keine übergeordnete Ebene, auf der grundsätzliche Überlegungen für schulpsychologische Tätigkeit aus schulpsychologischer Erfahrung heraus angestellt werden und Konzeptionen entwickelt werden konnten. Jeder war im Wesentlichen auf sich allein gestellt. Unser Glück war, dass wir zu den Tagungen der Schulberater, der Beratungslehrer, die für die Bezirke zuständig waren, eingeladen wurden. Dies geschah an der Lehrera Akademie, die in den 70ern gerade in Dillingen eröffnet worden war. Die damalige neue Referentin, Ingrid Frisch, selbst eine Schulpsychologin aus dem beruflichen Schulbereich, lud uns nach einem Eklat mit den Schulberatern dann jährlich ohne diese ein.

Wie kam diese Trennung zustande?

Die Gruppe der Schulpsychologen hatte gefordert, dass Schulpsychologen auch die Stellenleitung der Schulberatungsstellen übernehmen können sollten, die bis dahin nur Beratungslehrern offen stand. Das konnte zwar vom Leiter der Akademie Ludwig Häring und dem zuständigen Ministerialrat Ferdinand Fromholzer, die bei der Sitzung anwesend waren, nicht begründet abgelehnt werden, aber es löste einen Sturm der Entrüstung bei den Schulberatern aus: Sie argumentierten, das sei schlichtweg undenkbar; Schulpsychologen hätten einen völlig anderen Auftrag, sie seien zur Unterstützung der Beratung da, nicht zu deren Leitung. Diese Sichtweise wurde faktisch bis Ende der 90er Jahre vom KM übernommen.

War die Trennung ein folgenschwerer Nachteil für die weitere Entwicklung der Schulpsychologie?

Schwer zu sagen, welchen Vorteil es gehabt hätte, weiter jährlich in gemeinsamen Tagungen Austausch pflegen zu können über die Entwicklung der Schulberatung in Bayern insgesamt. Die für uns Schulpsychologen günstige Folge war, dass diejenigen, die dies wollten, fast vollzählig in den 80er Jahren eine Woche in Dillingen zusammenkommen konnten. Das bot Gelegenheit, sich nach praktikablen Beratungs-

möglichkeiten umzuschauen. Wir konnten die damals aufkommenden unterschiedlichen Therapierichtungen daraufhin abklopfen, was sie an guten Möglichkeiten für schulpsychologische Beratung boten: VT, Gestalt, Gesprächspsychotherapie, TA etc. Für die Arbeit mit Gruppen wurde TZI wichtig und Supervision für kollegiale Zusammenarbeit und auch die mit Lehrern.

Somit hatte die Tatsache, Lehrer zu sein, auch Vorteile, konnte man sich doch in deren Fortbildungsinstitut gemeinsam weiterentwickeln?

Das ist richtig.

Von Vorteil ist ja auch, dass ein bayerischer Schulpsychologe als Lehrer mitkommt, was in der Schule machbar ist, im Schulalltag daheim ist und damit zeigen kann, was praktisch machbar ist. Allerdings ist in dem Maße, in dem die Lehrertätigkeit Raum einnimmt und durch den Primat des Unterrichts die psychologische Tätigkeit zurückgedrängt wird, die Entwicklung einer eigenständigen psychologischen Professionalisierung und Identität erschwert. Wenn der unmittelbare Vorgesetzte der Schulleiter ist, kann das für die Freiheit psychologischer Tätigkeit Vorteile haben, kann dem aber auch erhebliche, fachlich ungünstige Grenzen setzen.

Was heißt das in der Konsequenz?

In anderen Ländern, in denen Schulpsychologen mit Diplom- oder Masterabschluss keine Lehrkräfte sind, entwickeln sich ein eigenständiges Berufsbild und eigene Tätigkeitsfelder leichter sowie eine eigene Hierarchie, die bis ins Ministerium reicht. Inzwischen entstehen auch in Bayern entsprechende Strukturen bis ins Ministerium – unter anderem auch durch die zunehmende Bedeutung von Schulberatungsstellen, durch die stärkere Stellung von Schulpsychologen in den Schulberatungsstellen und durch die laufenden Kontakte mit Vorgesetzten auf Bezirksebene.

Wenn es diese Entwicklung gegeben hat, sind dir wichtige Stationen oder Wendepunkte in Erinnerung?

Ich will zunächst auf die Voraussetzung eingehen, die für die Entwicklung wichtig war. Ausbildungsordnungen von 1976 und die LPO von 1978 regelten einen besonderen Studiengang Schulpsychologie – Psychologie mit schulpsychologischem Schwerpunkt, wie er genau heißt – einmalig in der BRD. Dadurch war ein Schulpsychologiestudium zusammen mit allen Lehrämtern möglich. Ab Ende der 70er Jahre kamen deshalb in Bayern immer mehr Schulpsychologen in die Schulen, viel mehr als in anderen Bundesländern. Mit einem Doppelstudium, wie vorher nötig, wäre dies höchstwahrscheinlich nicht geschehen, denn in Bayern deckten die Neuen auch Lehrerbedarf ab. In Kollegenkreisen in Deutschland wurde dies als „Schmalspur-Psychologiestudium“ als unzureichend abgelehnt, denn im Vergleich mit einem Diplomstudiengang mussten natürlich manche Bereiche des Diplomstudiums wegfallen, sollte dieses Schulpsychologiestudium zusammen mit einem Lehramtsstudiengang innerhalb einer vergleichbaren Studienzeit absolvierbar sein. Der Berufsverband Deutscher Psychologen (BDP) nahm bis in die 90er Jahre nur Schulpsychologen auf, die ein Diplom- bzw. Masterstudium absolviert hatten. Erst als nach der

Wende auch Schulpsychologen aus der ehemaligen DDR zugelassen wurden, wurde dies auch für bayerische Schulpsychologen mit Staatsexamen möglich.

Auf diesem Hintergrund konnte es also wohl nur eine besondere Entwicklung in Bayern geben mit wichtigen Stationen zur Anerkennung?

Ja, erste Stufe der Entwicklung war wie gesagt, dass wir uns jährlich in Dillingen eine Woche treffen konnten und gemeinsam die innere Entwicklung in der Hand hatten. Ein nächster wichtiger Schritt war die Gründung eines Landesverbandes. Im BDP konnten viele nicht aufgenommen werden, deshalb hatten wir keine Vertretung gegenüber dem Kultusministerium. Wir hätten über die Lehrerverbände als Untergruppe derselben ans Ministerium gehen können, aber innerhalb dieser Verbände wären wir nur einzelne gewesen. Deshalb haben wir versucht, mit einem Landesbeauftragten der Sektion Schulpsychologie im BDP mit dem Ministerium in Kontakt zu treten. Das Ministerium erkannte einen solchen nicht als legitime Vertretung der Schulpsychologen an, weil er von der Sektion benannt und nicht von den Schulpsychologen gewählt wurde. Eine durchaus berechtigte Vorstellung des KM, wenn ich heute zurückschaue.

Das sieht heute anders aus als damals?

Auf jeden Fall. Für uns war es unverständlich, weshalb man nicht von zuständiger Stelle an einer Auseinandersetzung mit diesem neuen Berufsfeld interessiert war. Das war sicher deren Anteil. Unser Anteil war, dass viele von uns diese Haltung als Überheblichkeit und nicht als ganz normalen Umgang der Verwaltung mit Verbänden in einer Demokratie sahen. Das führte beiderseits zu unglücklichen Konfrontationen.

Gibt es ein Beispiel dafür?

Wenn ich mich recht erinnere, hatte ich als Landesbeauftragter des BDP eine Anfrage an das Ministerium gerichtet, wie ein Schulpsychologe bei bestimmten Fallkonstellationen mit der Schweigepflicht umgehen sollte. Daraufhin kam auf dem Dienstweg eine Weisung zu einem solchen Vorgang an alle Schulen, an denen Schulpsychologen tätig waren. Kollegen im Verband meinten, dass sollte ich als Verbandsvertreter beim Minister monieren; einem Verbandsvertreter steht eine direkte Antwort zu. Das tat ich also und verscherzte mir die bis dahin gute Zusammenarbeit mit dem Referatsleiter. Wenn es auch rechtlich in Ordnung war, so zu reagieren, im Rückblick halte ich mein Vorgehen für überzogen und vor allem unklug.

War also die Gründung des Landesverbands LBSP der richtige Schritt?

Ja, denn auch ein vom Kurs in Dillingen gewählter Vertreter wurde als Gesprächspartner nicht anerkannt. Das hätte ja auch nur inoffiziell gehen können, denn damit war ja kein demokratisch gültiger Rahmen für eine solche Vertretung geschaffen. Der einzig richtige Weg war also, einen bayerischen Verband zu gründen. Dessen Vertretungsanspruch für die Interessen der Schulpsychologen wurde dann auch ohne Probleme anerkannt, als wir den Verband 1989 gründeten.



Foto: Bernhard Meißner „Gemeinschaft“

Hat eine Interessenvertretung denn vor allem zu tun mit der Anerkennung eines Berufsfeldes als wichtiger Beitrag zum Erfolg der Schule?

Natürlich geht es da auch um Besoldung, Arbeitsbedingungen, Einstufungen, aber diese hängen wiederum von der Bedeutung der jeweiligen Tätigkeit für das Gesamtergebnis der schulischen Bildung ab, also ob ein effektiver Beitrag geleistet wird. Insofern haben ich und viele andere den LBSP auch als eine Entwicklungsplattform für den Beruf gesehen, was bis heute an den Fortbildungsbemühungen des Verbandes für die Kollegenschaft zu sehen ist. Daneben gab und gibt es natürlich noch andere Meilensteine der Anerkennung.

Welche Rolle spielte der LBSP als Standesvertretung?

Wichtig war und ist, dass wir als Vertreter der Gruppe der Schulpsychologen uns direkt an das Ministerium wenden konnten, ohne den Dienstweg einhalten zu müssen. Wir konnten immer wieder im Ministerium Dinge besprechen, die die Schulpsychologie betreffen haben und mehr Verständnis dafür in allen Schularten finden. Ich erinnere mich, wieviel Aufklärungsarbeit in den verschiedenen Abteilungen das in den ersten Jahren war, auch viel Erkenntnis unsererseits über Kommunikation und Interessenlagen im KM.

Du sprachst von anderen Meilensteinen für die Anerkennung? Welche sind das aus deiner Sicht?

Ein wichtiger Meilenstein kam Anfang der 90er Jahre mit der Frage auf, warum so viele Lehrer und Polizisten sehr früh pensioniert werden. Um dieser Frage nachzugehen und was getan werden könnte, wurden einige Kollegen vom Landesverband und ich zum damaligen Amtschef des Kultusministeriums Ministerialdirektor Hoderlein eingeladen. Anwesend waren auch der für die Schulpsychologie zuständige Referatsleiter und dessen Vorgesetzter. Das Ergebnis war, dass wir Kurse zur Prävention von Burn-out, bzw. Hilfe bei drohendem Berufsaus halten konnten. Entscheidend aus meiner Sicht war: Angesichts eines gravierenden Problems in der Schule wurde unser Rat gesucht. Zum ersten Mal war klar, dass aus Richtung der Schulpsychologie wichtige Impulse für die Schule kommen könnten. Das spürten wir und die anderen Anwesenden.

Also waren die Fehleinschätzungen und die daraus folgenden Schwierigkeiten der Vergangenheit nun vorbei und hatten keine ungünstigen Folgen mehr?

Wie ich es damals erfahren habe, war das nicht von einem Tag auf den anderen vorbei. Zu lange war zu viel in einer Gegenrichtung passiert. Das ist schade, denn heute verstehe ich, dass es für die im Ministerium Tätigen schwierig war, mit dieser neuen Gruppe umzugehen, die sich nicht in das Lehrerschema einpassen ließ; dass es schwierig war, deren Vorstellungen unvoreingenommen zu verstehen und Forderungen im eigenen Haus gegen Unverständnis und andere Interessen zu vertreten. Hätten wir damals mehr aus dieser Sicht agiert, könnte ich mir vorstellen, dass dann einiges anders, leichter verlaufen wäre. In unserer Situation hatten wir durchaus ein Sendungsbewusstsein und sahen nicht, dass ein solches Bewusstsein unangemessen missionarisch werden kann.

War Sendungsbewusstsein nicht angemessen, wenn man psychologische Erkenntnisse mit einer neuen Berufsgruppe in der Schule umsetzen will?

Erkenntnisse umsetzen war ja auch gut und wichtig. Selbstverständlich erwartete man Eignungsuntersuchungen, oder Themen wie „Lernen lernen“ waren willkommen. Es war evident, dass man manchen Kindern neue Wege aufzeigen kann, wie sie effektiver lernen. Dies wurde dann auch schnell von Lehrkräften aufgenommen und zum Teil übernommen. Umgang mit ADHS, Legasthenie, später Ritzen und Suizid wurden Themen, bei denen Schulpsychologen gefragt waren. Schließlich gab es auch Mitarbeit in der Schulentwicklung. Und Sendungsbewusstsein war auch nicht nur in die falsche Richtung führend, sondern hat auch viele nach neuen Wegen für den Umgang mit Herausforderungen suchen lassen. Es hat auch in mir die Wachheit erhalten, Ausschau nach Vielversprechendem zu halten; hat mich dazu gebracht, immer wieder nach neuen Möglichkeiten zu suchen und Werkzeuge zu finden, die nicht zu kompliziert, aber wirksam sind.

Gab es weitere solche Felder, die sich anboten?

Eines dieser Felder war die Supervision. Ein großer Schritt in neues Gebiet war die Ausbildung zu Supervisoren von der Akademie in Dillingen zusammen mit dem Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP). In zehn Wochenkursen wurden in zwei bis drei Jahren zunächst zwei Gruppen erfahrener Schulpsychologen als Supervisoren für die Schule ausgebildet, einmalig in Deutschland.

Die Anerkennung, dass Supervision in der Schule hilfreich und notwendig ist, wächst langsam, denn die Beweise für die Effektivität sind nicht leicht zu erbringen und die Bedingungen für die Einrichtung von Gruppen sind meist nicht sehr günstig. Lange Zeit hieß es, Supervision sei nur etwas für Lehrer, die es „nötig“ haben, um Defizite aufzufangen, weil sie schwach seien. Lange war nicht erkannt worden, dass diejenigen Supervision in Anspruch nehmen, die sich fit fühlen und noch fitter werden wollen. Auch Schulleitungen melden immer häufiger selbst Bedarf an, vor allem jetzt bei der Einführung der erweiterten Schulleitungen. Aus meiner Sicht ist Supervision ein ganz wichtiger Meilenstein für die Entwicklung der Schulpsychologie und die Weiterentwicklung in Schulen.

Da stellt sich doch auch die Frage, wie denn immer neue Felder von den Schulpsychologen verkraftet werden konnten?

Das war anfangs eine ungelöste Frage, da die neue Tätigkeit im Rahmen der bis dahin zur Verfügung stehenden Zeit untergebracht werden musste. Und es gab deswegen auch berechtigten Widerstand unter den Kolleginnen und Kollegen. Mittlerweile kann zunehmend mehr Supervision von ausgebildeten Schulpsychologen in der im Rahmen eines zusätzlichen schulpsychologischen Kontingents von Anrechnungstunden angeboten werden, im Rahmen der Förderung der Lehrergesundheit und wohl auch für Flüchtlingsbetreuung. Ein gewaltiger Fortschritt war es auch, dass Schulpsychologen eine Zusatzqualifikation erwerben konnten, die sonst nur teuer auf dem freien Markt erworben werden kann. Das war einmalig in Deutschland und vor allem auch der Weitsicht des damaligen Direktors der Akademie Ludwig Häring zu verdanken. In den 90er Jahren gab es für die Gymnasien pro Regierungsbezirk fünf Anrechnungstunden.

Neben der Schulpsychologie war dir auch in den 90er Jahren die Schulentwicklung wichtig. Bis zu deiner Pensionierung warst du vom Kultusministerium als „regionaler Schulentwicklungsberater“ in Unterfranken eingesetzt.

In dieser Phase kam es ja auch zur Gründung des „Forum – Eltern – Lehrer – Schüler“ (FELS), das du mitbegründet hast und dessen erster Vorsitzender du warst.

Weshalb kam es zur Gründung dieses Vereins und welche Schwerpunkte hatte er?

Nach der Wiedervereinigung und der politischen Wende in Europa, dachte ich, dass dies auch Veränderungen in der Schule nach sich ziehen würde und müsste. Alles schien in Bewegung zu kommen. Die neuen Kommunikationsmedien hielten in den 90ern Einzug, der Computer wurde allmählich in den Schulen eingesetzt. Mir war

klar, dass diese Entwicklung den Druck auf die Schulen erhöhen würde, sich differenzierter auf die veränderten Bedürfnisse der Schüler einzustellen. Ich habe dann überlegt, wie man Schulentwicklung stärker fördern könnte. Der Begriff kam damals auf, auch unterlegt vom Vorsitzenden der Sektion Schulpsychologie Helmut Heyse, der einen Paradigmenwechsel in der Schulpsychologie forderte. Man sollte nicht nur mit dem Einzelnen in der Schule arbeiten, sondern mit der Schule insgesamt und versuchen, dadurch Verbesserungen fürs Ganze zu erreichen.

Eine verständliche, aber vielleicht nicht so einfach umzusetzende Forderung?

Weil mir das an einer meiner Schulen nicht gelang, habe ich gedacht, vielleicht kann man mit interessierten Eltern, Lehrern, Schülern verschiedener Schulen an einem Ort und aller Schularten Schule weiter in Bewegung bringen. Der Gründung von FELS ging voraus eine Podiumsveranstaltung im Mozart-Gymnasium in Würzburg, zu der die Elternbeiratsvorsitzende meiner Schule eingeladen hatte. Sie hatte einen Elternbeirat eines anderen Gymnasiums, einen Schüler- und einen Lehrervertreter und mich zu einer Podiumsdiskussion eingeladen. Es ging darum, was sich in der Schule ändern könnte oder sollte. Harald Stubbe, ein Elternbeirat und beruflich als Unternehmensberater tätig, sagte damals, „Es hat wenig Sinn, darüber zu klagen, was nicht läuft, sondern wir sollten uns überlegen, was können wir tun, dass etwas besser läuft.“ Das war die Initialzündung. Ich griff den Gedanken auf und fragte die Anwesenden, wer an diesen Themen Interesse hätte. Spontan war eine ganze Reihe der Anwesenden interessiert. Wir haben dann am Friedrich-König-Gymnasium in Würzburg einen Raum zur Verfügung gestellt bekommen, wo wir an einem Samstag eine Planungssitzung abhielten. Thema war: Was können wir tun, um in der Schule Bewegung zu einer Verbesserung der Situation zu initiieren?



Bernhard Meißner und Helga Kiesel
(Vorsitzende von FELS) (Foto privat)

Das erwies sich als eine erfolgreiche Initialzündung?

Aus dieser Sitzung heraus haben sich einige Leute entschieden und das „Forum-Eltern-Lehrer-Schüler“ (FELS) gegründet. FELS sah seine Aufgabe darin, den Prozess des Austausches zwischen allen an Schule Beteiligten aller Schularten am Laufen zu halten und mit innovativen Vorschlägen und neuen Konzepten in die Schulen hinein zu wirken. Dazu organisierte FELS Exkursionen zu Schulen, die in besagter Hinsicht interessant erschienen. Und es gab auch verschiedene Gruppierungen, die kontinuierlich an bestimmten Themen arbeiteten. So befasste sich eine Gruppe mit Supervision, eine andere mit Konfliktmanagement, eine weitere mit Hochbegabung, eine mit Elternarbeit, mit der Arbeit mit Schülern,

mit Mobbingfragen etc. Diese Gruppierungen machten in der Folge auch Angebote für Schulen. So haben viele Aktive in den verschiedenen Gruppen weitergearbeitet und ihr Anliegen zum Teil auch über COMENIUS-Kurse vorangebracht. Die Förderung von Hochbegabten hat sich z. B. in der Folge deutschland- und europaweit entwickelt. Ein Zentrum ist das Deutschhaus-Gymnasium in Würzburg. Wichtig war auch aus meiner Sicht, dass wir über FELS Zugang fanden zu den vom COMENIUS-Projekt der EU geförderten europaweiten Kursen. Ich habe mich dann dem Krisenmanagement und der Konfliktberatung zugewandt.

Wo hattest du denn die Anregungen für Neues her?

Von verschiedenen Fortbildungen, Tagungen und besonders auch von den internationalen Kongressen der Schulpsychologen.

Wie und weshalb kam es zu den Kontakten mit der International School Psychology Association (ISPA), dem internationalen Zusammenschluss der Schulpsychologen?

Bayern war eines der letzten Länder in der BRD, das nach dem Weltkrieg Schulpsychologen einstellte, und ich habe mich auf nationaler Ebene beim BDP und international umgeschaut, was denn Schulpsychologen machen. Beim BDP habe ich mich vor allem in der Sektion Schulpsychologie zusammen mit einigen Gleichgesinnten 1979 für den Erhalt der Sektion eingesetzt, der bisherige Vorstand wollte die Sektion auflösen. Mit Wiltrud Richter und Hermann Meidinger beschloss ich weiterzumachen. Sie führten den Vorsitz der Sektion, ich organisierte 1981 den Bundeskongress der Sektion in Würzburg. Bei der ISPA war ich 1979 zum ersten Mal in York, England, und habe den Weltverband 1982 mitgegründet, indem ich im Gründungsvorstand die Kasse übernahm. Triebfeder für die Kontaktaufnahme mit dem BDP ebenso wie mit der ISPA war mein Bemühen, über den Tellerrand zu schauen. Davon zu lernen, wie z. B. Schulpsychologen in Dänemark mit Aufgaben und Schwierigkeiten umgehen und wie sie Herausforderungen bewältigen.

Dabei bist du auch auf das Thema Krisenintervention und -bewältigung gestoßen, was in den letzten Berufsjahren und auch heute noch ein Thema ist, mit dem du dich intensiv beschäftigst.

Wie bist du zur Beschäftigung mit diesem Bereich gekommen und wie kam es zur Bildung des Kriseninterventions- und -bewältigungsteams bayerischer Schulpsychologinnen und Schulpsychologen?

Das war ein weiterer Meilenstein in der Entwicklung der bayerischen Schulpsychologie.

Ich lernte 1996 Bernie Stein, einen israelischen Schulpsychologen, bei einem Vortrag auf der Konferenz der IPSPA in Eger kennen. Er beschrieb, was die israelischen Kollegen in Schulen für Betroffene Unterstützendes tun, wenn es einen Anschlag gegeben hat. Mir war sehr schnell klar, dass man solches Handeln auch auf andere Situationen übertragen kann und dass Krisenintervention ein wichtiger Aufgabenbereich für Schulpsychologen sein könnte.

Du hast damals mit ähnlichen Anschlägen bei uns gerechnet?

Nein, überhaupt nicht. Amoktaten an Schulen hatten wir zu dieser Zeit ja noch keine in Deutschland und ich rechnete auch nicht damit. Aber auch wir hatten Todesfälle an den Schulen, Suizide und Schulbusunfälle. In allen diesen Fällen war es wichtig, angemessen und hilfreich zu agieren; und ich erfuhr, was Unterstützendes für Schulen und Betroffene getan werden konnte. Auch als der Amoklauf an der Columbine High School 1999 in den USA passierte, meinte ich, derartiges würde bei uns niemals geschehen, weil der Zugang zu Waffen bei uns nicht so leicht möglich sei. Aber ich sah die Anwendbarkeit des Gehörten durchaus für uns, vor allem auch für Schulpsychologen, die häufig mit persönlichen Krisen in Beratungen zu tun hatten und haben.

Wie hast du die Sache dann angepackt?

Ich war damals Fachberater für die Ausbildung in Schulpsychologie am Gymnasium und konnte dem neuen zuständigen, sehr aufgeschlossenen Referenten im Kultusministerium Michael Weidenhiller meine Idee einer Fortbildung in Krisenintervention für Schulpsychologen vortragen. So hatte ich mit seiner Unterstützung schon in den Pfingstferien 1999 eine Exkursion nach Israel durchführen können; und 2002 gelang es, einen ersten Fortbildungskurs in Krisenintervention für Schulpsychologen in Dillingen zu organisieren. Mittels internationaler Kontakte in der ISPA konnte ich Bill Pfohl, Professor für Schulpsychologie an der Western Kentucky University in Bowling Green, Kentucky, gewinnen. Sein Schwerpunkt war und ist Krisenintervention. Finanziert wurde dies durch die Akademie in Dillingen und eine Sonderzuwendung des KM für diesen speziellen Zweck.

Damit war aber noch lange nicht ein bayerisches Krisenteam gegründet, oder doch?

Nicht ganz. Wir hatten zwar Teilnehmer des ersten Kurses gewählt, die sich um die weitere Entwicklung kümmern wollten, aber wie das gehen würde, war nicht klar. Drei Wochen später, an einem Freitag, war dann der Amoklauf in Erfurt. Wie es der Zufall wollte, hatten wir an diesem Wochenende eine Verbandstagung des LBSP in Berching. Auf der Fahrt dorthin hörten wir im Autoradio von dem Massenmord. Zunächst war von drei Toten die Rede, als wir in Berching ankamen, wurde von 15 Erschossenen berichtet. Viele der anwesenden Verbandsmitglieder hatten die Krisenfortbildung absolviert. So sprach ich mich dafür aus, der Schule in Erfurt ein Hilfsangebot zur machen. Wir teilten die Verbandstagung in eine Gruppe, die sich mit dem Amoklauf und einem Hilfsangebot beschäftigte, und eine andere Gruppe, die sich mit den Verbandsangelegenheiten auseinandersetzte.

Über Michael Weidenhiller und die damalige Kultusministerin Hohlmeier wurde dem KM in Thüringen unser Angebot unterbreitet. Wir sind dann am Freitag nach Hause gefahren und haben uns für den Einsatzfall vorbereitet. Am Sonntagmittag kam die Anforderung aus Erfurt. Dort wurde uns am Abend eröffnet, dass wir uns um die am stärksten betroffenen Klassen kümmern sollten. Das Gutenberg-Gymnasium war zwar geschlossen, aber die Schüler waren eingeladen, am Montag in das Rathaus zu

kommen. Die Planungen waren so, dass jeder von uns mit einem Kollegen aus Thüringen eine Klasse betreuen sollte. Wir setzen aber durch, dass wir im Tandem arbeiten konnten, wie dies uns in der Ausbildung von Bill Pfohl eingetrichtert worden war. Wir wurden dann in die am stärksten betroffenen Klassen geschickt.

Wir verlieren uns aber nun in Einzelheiten. Diese Gruppe war die Kerngruppe des späteren Kriseninterventions- und -bewältigungsteams bayerischer Schulpsychologen (KIBBS).

Wie kam es konkret zur Gründung?

Unser erster Einsatz wurde mit so viel Beifall bei einer Pressekonferenz in München vom Ministeriumsdirektor aus Thüringen begleitet, dass die Kultusministerin beschloss, ein entsprechendes Team für Bayern zu gründen und neue Stellen für Schulpsychologen zu schaffen.

Ein Schwerpunkt gegen Ende deiner Berufstätigkeit war, die Sicherheit in der Schule zu erhöhen. Gewaltprävention, Sicherheitsanalyse und Krisenintervention sind wichtige Stichworte in diesem Zusammenhang.

Wie stellt sich jetzt für dich die Lage in unseren Schulen bezüglich der Sicherheit dar und was ist möglicherweise noch zu erwarten auch in Anbetracht der Anschläge in Berlin und Frankreich?

Bezüglich der Schulen ist Bayern gut aufgestellt, denn es gibt mittlerweile auch Schulkrisenteams. Außerdem wurden in einem Ausbildungskurs viele neue Mitarbeiter von KIBBS und Fachleuten aus Universitäten ausgebildet. Es gibt klare Einsatzrichtlinien und Zuständigkeiten der verschiedenen Einsatzkräfte. Schulen rufen Beratung ab z.B. bei Suiziden, Unfällen und gehen bestimmte Lagen offener an (Gespräche mit Klassen), vor allem auch in Sinne von Prävention (z.B. Verhinderung von Nachfolgesuiziden). Dies gilt für Bayern insbesondere und Deutschland, aber auch in den mitteleuropäischen Ländern. In den ostdeutschen Ländern ist es noch nicht so weit. Dort finden wir weniger Bereitschaft, sich mit der Thematik auseinanderzusetzen. Ich konnte mit Kollegen in Kursen, die über COMENIUS liefen, an die 1500 Schulpsychologen in Europa ausbilden. Und klar ist auch, dass wir uns in der Krisenbewältigungstätigkeit auf die neue Bedrohung, die vom Terrorismus auch für Schulen ausgeht, einstellen müssen.

Du arbeitest ja für ganz Europa. Wie sieht es denn da aus?

Das ist sehr unterschiedlich und hängt auch davon ab, ob es Schulpsychologen gibt und wie diese im Schulsystem integriert sind oder ob sie von außerhalb für Schulen tätig werden. Für manche Länder konnten wir noch kaum tätig werden, z.B. Griechenland, weil es keine Schulpsychologen gibt. In Italien arbeiten Psychologen in kommunalen Einrichtungen für Schulen. In den Niederlanden ist eine große, höchst interessierte Gruppe von Schulpsychologen ausgebildet, die unter dem Schirm des Psychologenverbandes zusammenhält, deren Mitglieder aber in unterschiedlichen Kontrakten für Schulen arbeiten. Gut aufgestellt dagegen sind die skandinavischen Länder. In Europa sind wir außer in Skandinavien Vorreiter.

Geht es also in Zukunft um die weitere Verbreitung dieses neuen schulpsychologischen Berufsfeldes in Europa? Oder worin siehst du die wesentlichsten Herausforderungen der Zukunft?

Wir haben ein wenig davon eine Ahnung bekommen, was auf uns zukommt, als das Axtattentat bei Würzburg 2016 geschah. Was bedeutet etwas dergleichen für Integrationsbemühungen und welche Gefährdungslagen sind zu erwarten, zu befürchten? Viele Flüchtlinge sind angekommen und es werden weitere ankommen, vor allem auch sehr viele unbegleitete Minderjährige, die in unseren Schulen sein werden.

Wir wissen von Minderjährigen bei uns, dass dann ein Amoklauf wahrscheinlicher wird, wenn jemand verzweifelt ist und keine Perspektive mehr für sich, keinen Sinn mehr im Leben sieht und sich auch an denen rächen möchte, die er für seine Lage verantwortlich macht. Die Gefahr nimmt zu bei unbegleiteten Jugendlichen ohne familiäre Einbindung und bei Jugendlichen, die von Extremisten mit einem klaren Anschlagsauftrag geschickt worden sind. Hier spielen verbrecherische und ideologische Hintergründe eine wesentliche Rolle. Wer mit einer radikalen Intention schon kommt, kann vermutlich nicht erreicht werden, wenn er im Sterben für verquere Vorstellungen seinen Lebenssinn sieht.

Wir müssen allen in unseren Schulen beistehen, einen Sinn im Leben zu finden, Perspektiven zu sehen. Wichtig ist die Begleitung der Jugendlichen bei der Suche nach Alternativen und Perspektiven: eine riesige Aufgabe für die, die hier geboren sind, und die, die neu angekommen sind.

Wie soll das geleistet werden können?

Möglichst viele Menschen müssen diese Aufgabe sehen und sich ihr stellen. Die Jugendlichen selbst müssen auch für diese Aufgabe gewonnen werden, Ausgrenzung und Hass dürfen keine Chance bekommen. Gleichaltrige nehmen früher wahr, wenn einer von der Gruppe in der Weise abdriftet, dass er eine Gefahr für sich oder andere darstellt. Es ist wichtig, allen klar zu machen, dass sie auf Warnsignale, auf solche Entwicklungen aufmerksam machen müssen, damit Erwachsene, Fachleute eingreifen können. Dies ist auch für sie selbst sehr wichtig, vor allem wenn eine Amok- oder Terror-Tat von einem Migranten geplant ist, denn dies fällt auch immer auf die ganze Gruppe zurück. Klar muss der Unterschied zwischen Verrat oder Petzen und Erhaltung der Sicherheit sein. Ich denke an längerfristige Gespräche über die Lage der Jugendlichen und Bewältigungsmöglichkeiten, die einen Vertrau-



Bernhard Meißner und Bruno-Ludwig Hemmert
(Foto privat)

ensaufbau im Vorfeld potenzieller Taten ermöglichen könnten. Das gilt für alle jungen Menschen in unseren Schulen, gleich welcher Herkunft, aber umso wichtiger für diejenigen, die ohne stützende Familie hier sind, ob einheimisch oder nicht.

Eine riesige Herausforderung ...

Umso mehr, als ein weiteres großes Problem die Hassparolen oder gar Terrorakte sind, die bei uns gegen die Ausländer verübt werden, wie das Anzünden von Flüchtlingsunterkünften oder gewalttätige Demonstrationen oder Anpöbeln von Ausländern. Dies kann zu einer gesellschaftlichen politischen Entwicklung führen, die gekennzeichnet ist von Abwehrhaltungen gegen alles Fremde und dem Ruf „Ausländer raus, die müssen abgeschoben werden“.

Das bedeutet auch, dass man stärker auch mit den Eltern und Erwachsenen in der Gemeinde arbeiten muss, um ein besseres Zusammenleben zu etablieren. Die Schule ist also herausgefordert, mit diesen neuen Bedingungen fertig zu werden, sich weiterzuentwickeln und sich einer engeren Kooperation mit der Gemeinde zu öffnen, mit Vereinen, Institutionen, Meinungsgruppierungen.

Du warst lange Zeit auch in der Ausbildung von jungen Schulpsychologinnen und Schulpsychologen tätig. Was würdest du einem jungen Schulpsychologen / einer jungen Schulpsychologin als Maxime für sein / ihr Berufsleben mitgeben?

Das eine ist, aus dem Bewusstsein heraus in der Schule zu arbeiten, was man zur Verbesserung der Zusammenarbeit von Eltern, Lehrern und Schülern tun kann. Dabei sollte man sehr darauf achten, wie sehr sich Schulleitung und Lehrkräfte in ihrer je eigenen Tätigkeit unterstützt fühlen.

Als zweites scheint mir wichtig, wenn sie sich dabei in der einen oder anderen Weise sehr engagieren und dabei verausgaben, dass sie auf sich achten und sich nicht zu sehr hineinziehen lassen.

Wichtig aus meiner Sicht ist dabei Supervision, die ich seit den 80er Jahren regelmäßig mit meinen Kolleginnen und Kollegen gepflegt habe. Für meine Psyche und Belastbarkeit war sie von großer Bedeutung. Gute Zusammenarbeit ist sehr hilfreich und will gepflegt sein. In Supervision wirken intensive Zusammenarbeit und Ähnlichkeit mit anderen stärkend, aber auch die Offenheit für andere Sichtweisen und Perspektiven erweiternd.

Wenn du auf dein bisheriges, sehr bewegtes Leben zurückschaust. Gibt es etwas, was du noch ansprechen möchtest?

Mein Engagement in den verschiedenen Bereichen hat natürlich wie bei allen Menschen biographische Wurzeln, was mir in der Rückschau immer deutlicher wurde. Gerade jetzt wurde mir angesichts des Flüchtlingsstroms wieder bewusst, dass ich auch als Flüchtling nach Bayern kam, als Vertriebener nämlich, 1946 nach schrecklichen Erlebnissen, eindeutig traumatisiert. Dass ich meinen Großvater erhängt gefunden hatte, hatte ich lange „vergessen“, jedenfalls wie er da aussah. Das war

etwas, über das nie gesprochen wurde. Als wir mit der Krisenintervention angefangen haben, war mir sehr klar, wie wichtig es ist, über Todesschrecken zu reden, sich klar zu machen, was dies für die Zukunft bedeutet und was hilft, damit zurechtzukommen. In meiner Kindheit war solch Schreckliches totgeschwiegen worden, dadurch sollte der Schrecken überwunden werden. 30 Jahre später ist mir das Bild meines Opas erst wieder aufgetaucht. Mir war bewusst gewesen, dass etwas Schreckliches passiert war und ich bei der Beerdigung gewesen war, aber das Bild war weg, verdrängt. Nicht darüber reden zu können, ließ mich allein.

Und langfristig hatte das Folgen aus heutiger Sicht?

Ich denke, das hat dazu geführt, dass ich die Lehrertätigkeit durch die Psychologentätigkeit ergänzt habe. Ich sah, dass ich als Lehrer zu wenig von den Bedrängnissen verstehe, die die Schüler haben. Ich wollte mehr verstehen von den existentiellen Nöten, die Kinder haben. Ich wollte wissen, was da mit den Betroffenen passiert, aber auch welche Auswirkungen dies hat und wie man mit Betroffenen umgehen kann. Ich wollte mehr verstehen von Abläufen wie Traumatisierung oder Mobbing und was man effektiv zur Heilung oder Besserung tun kann. Mir ist erst lange, nachdem ich mit der Krisenintervention angefangen hatte, dieser Zusammenhang so richtig klargeworden, wie stark mein persönlicher Hintergrund mich dahin geführt hat und sich für mich ein Kreis geschlossen hat. Ein Leben lang habe ich mich bemüht, einen Weg für mich zu finden, den ich auch glaube gefunden zu haben. Er ist auch einer, der anderen helfen kann. Ich habe an mir erfahren, wie aus der Katastrophe Chancen erwachsen.

Was war denn auf diesem Weg besonders wichtig für dich?

Was mir in meiner Flüchtlingszeit geholfen hat, war die Schule. Ich konnte lernen und damit Erfolg erfahren, auch erfahren, dass ich einen Stellenwert hatte. Lehrer waren für mich, der ich keinen Vater hatte, Vorbilder. In der Klasse hatte ich einen geordneten Platz, den ich in dem Dorf, in dem wir lebten, nicht hatte. Meine Familie hatte zur Dorfbevölkerung keinen Kontakt. Zu den Kindern hatte ich außer in der Schule auch kaum Kontakt. Ich war allein mit meiner Oma. Deswegen sehe ich die Situation der unbegleiteten Flüchtlinge ähnlich und die enorme Bedeutung der Schule für sie. Und natürlich war die Reflektion meiner selbst, meiner Geschichte, auch mit Hilfe der Psychologie sehr wichtig

Vielen Dank, Bernhard, für das Gespräch.

Das Interview führten Bruno-Ludwig Hemmert (LBSP) und Frau Helga Kiesel (Vorsitzende von FELS)